Vierte Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 51. Montag den 20. Februar 1888. 82. Jahrgang.

Vermischtes.

— **Berlin**, 18. Februar. Vom Generalfeldmarschall **Graf von Moltke** schreibt die „Vossische Zeitung“:

Vor dem Hauptportal des Reichstagsgebäudes hält jeden Tag Punct 1 Uhr ein schlichter einfacher Einspänner, ein sogenanntes Coupé, vor. Ein Kutscher in einfachster dunkler Livree und ein Diener in schwarzem Anzug sitzen auf dem Bock. Den Wagenschlag ziert kein Monogramm, keine Krone, nichts, was auf den Besitzer Bezug hätte. Schmucklos und geradezu düster sieht das Gefährt aus. Der Diener springt herab, öffnet den Wagenschlag, und dem Innern entspringt ohne jede Beihülfe eine hohe, magere Militairgestalt in der Uniform der Generale mit umgehängtem Mantel und der Mütze auf dem Haupte. Es ist **Moltke**. Leicht vornüber gebeugt schreitet er zum Portal, die Grüße der Umstehenden dankend erwiedernd. Der greise Feldmarschall kommt in gewissenhaftester Weise seinen Pflichten als Volksvertreter nach. Drinnen im Foyer hält er sich nach Art seiner Garderobe eine Weile auf; verschiedene Reichstagsmitglieder begrüßen ihn und verwickeln ihn in eine kurze Conversation, während welcher der sonst so ernste Denker einige Male gezwungen lächelt; dann ertönt das elektrische Glockensignal, und die Abgeordneten eilen zum Saal, in welchem die Sitzung beginnt. Dort auf der Rechten, in den vordersten Reihen der Conservativen, läßt sich Moltke nieder. Ruhig und aufmerksam zurückgelehnt sitzt er da, die Beine übereinandergeschlagen und die klaren, grauen Augen auf den Redner gerichtet. Bleich und durchfurcht ist das magere, schmale, harttoste Gesicht — scharfe, bestimmte Züge, wie aus Stahl geschnitten, unbeweglich und kalt. Kein Orden schmückt die Brust. Die dunkle fast schwarze Interims-Uniform erhält durch die schmalen rothen Kragen- und Aermelaufschlägen nur wenig Leben. Etwas seltsam Düsteres umgiebt den schweigsamen, einsamen Mann, für welchen die gesammte Umgebung nicht da zu sein scheint. Jetzt erhebt er sich. Geräuschlos verläßt er seinen Platz, um einen anderen zu wählen, an welchem der Redner besser zu hören ist. Langsam schreitet er dahin. Jeder macht ihm ehrerbietig Platz. Schlank und hager steht die Erscheinung aus, und doch von einer eisernen, unverwüstlichen Rüstigkeit, welche allen Lasten, Beschwerden und Angriffen des Alters bis in alle Ewigkeit Trotz zu bieten scheint. Wie vor zwei Jahren ist auch heute noch die gesammte Gestalt — unverändert, gleichsam unangetastet vom Zahn der Zeit. Nur die weißblaue Perücke deutet an, daß der Schädel des Siebenundachtzigjährigen kahl geworden ist. In der Nähe der Rednertribüne bleibt der Feldmarschall stehen — ein conservatives Parlamentsmitglied hat ihn angeredet und verwickelt ihn in ein Gespräch. Die Hände, alter Gewohnheit gemäß, wechselseitig in die weiten Aermel seines Interimsrockes geschoben, hört der Angeredete zu. Was er entgegnet, sind nur wenige Worte. Verbindlichst dankend, nimmt er eine Prise, die ihm von anderer Seite dargeboten wird, um bald darauf ein großes, rothseidenes Taschentuch seiner Rocktasche zu entnehmen. Nun läßt er sich wieder nieder und hört mit gespannter Aufmerksamkeit, zuweilen die Rechte an das Ohr legend, dem Redner zu. Er ist der Aufmerksamste der Aufmerksamen — kein Wort entgeht ihm, mag der Gegenstand, welcher verhandelt wird, dem militairischen Gebiete noch so fern liegen. Gegen Ende der Sitzung verläßt er in derselben ruhigen Weise den Saal und das Gebäude. Aber der Heimweg nach dem Generalstabsgebäude wird nicht zu Wagen, sondern zu Fuß zurückgelegt. Den Kopf wie tief in Gedanken etwas nach vornüber gebeugt, geht der greise Strategie langsam dahin. Kein Mensch begleitet ihn. Jedermann, der ihm begegnet, grüßt ihn und schaut ihm aufmerksam nach. Vorübergehende Soldaten machen Front. Langsam erwidert der Feldmarschall die Grüße, doch offenbar ohne zu sehen, wer ihn grüßt. „Er sieht noch tapfer aus, der alte Moltke“ — so hören wir einen Herrn sagen, und dieses Urtheil trifft den Nagel auf den Kopf. Ueber Königsgrätzer und Bellevue-Straße geht's zur Sieges-Allee. Schmutz, Wasserlachen, trüber Himmel schrecken den schweigsamen Chef des Generalstabes nicht zu stören: er schreitet ruhig und gemessen fürbaß bis zum rothen Gebäude am Königsplatz, wo sich die goldene Siegesgöttin von grauen Wolkenmassen leuchtend abhebt. Die Schildwache präsentirt, der Alte führt grüßend mit der Hand zur Mütze und verschwindet im Portal. Im 87. Lebensjahre 2½ Stunden lange parlamentarische Debatten anzuhören und schließlich noch bei Wind und Wetter einen dreiviertelstündigen Spaziergang zu machen, ist eine Leistung, wie sie nur eine außerordentliche Natur zu Stande bringt.

— Ueber ein Gastspiel des Fräulein **Lilli Petri** (des früheren Mitgliedes unseres Leipziger Stadttheaters) am Star-Theater in New-York meldet ein dortiges Blatt:

Von den übrigen Damen dieser ausgelesenen Künstlergesellschaft verdienen die „komische Alte“ Frau Ottilie Genee und die „jugendliche Liebhaberin“ Fräul. Lilli Petri ganz besondere Erwähnung. Wer einen in eine „komische Alte“ verwandelten echten weiblichen Possenkomiker sehen will, der hat bei dem Auftreten der Frau Genee die beste Gelegenheit dazu. Ihre Maske ist immer so charakteristisch und grotesk, und sie ist in ihrem ganzen Auftreten, in jedem Worte, in jeder Bewegung so urkomisch, daß man dabei unmöglich ernst bleiben kann. Aus der einst so berühmten Soubrette ist eine „komische Alte“ geworden; diese „komische Alte“ ist aber eine ebenso große Künstlerin, sie leistet auf ihrem Gebiete eben so Bedeutendes und sie weiß den Zuschauer ebenso zu unterhalten, wie es einst die Soubrette gethan hat. Ihre Gräfin in „Dorf und Stadt“ und ihre Luise in „Charivari“ waren zwei so überzeugende Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung, daß es keiner weiteren mehr bedarf. Fräul. Lilli Petri, die reizende „jugendliche Liebhaberin“ der Conried'schen Gesellschaft, ist erst einmal bei uns aufgetreten, und noch dazu in einer unbedeutenden Rolle, nämlich der der Lidda in „Ein Tropfen Gift“; aber gleich bei ihrem ersten Erscheinen hat sie sich die Herzen der Zuschauer im Sturm erobert. Jung, hübsch, zierlich in jeder Bewegung, von seltener Grazie, vornehm in ihrem ganzen Wesen, und doch neckisch und voll Humor, scheint sie wie für eine jugendliche Liebhaberin geschaffen. Ihre Sprache ist klar, rein und verständlich, ihr Spiel charakteristisch und liebenswürdig, natürlich und von jeder Uebertreibung frei. Nichts von jenen bekannten Kunststückchen der „Naiven“, welche so manche sonst recht brauchbare Vertreterin dieses Faches geradezu unausstehlich machen. Fräulein Petri hat augenscheinlich eine gute Schule gehabt, und daß sie sich in derselben in ihrer Kunst gediegen ausgebildet hat, das sieht man jeder ihrer Bewegungen, das hört man jedem ihrer Worte an. Die noch sehr junge Dame war vier Jahre lang am Leipziger Stadttheater als „Jugendliche“ engagirt, und wurde in der neuen ihres Kunstsinns bekannten Stadt „der Liebling des Leipziger Publikums“ genannt, jetzt aber ist sie von Oscar Blumenthal für sein Lessing-Theater mit ungewöhnlich hoher Gage engagirt worden, — und das sagt genug. Ich beleuchte gern das Publikum in seinen Aeußerungen über eine soeben genossene Theatervorstellung, und was ich von demselben während und nach der Aufführung von „Ein Tropfen Gift“ über Frl. Petri hörte, würde die schöne junge Künstlerin in Entzücken versetzt haben, wenn sie selbst es hätte hören können. Man fand sie allgemein reizend, liebenswürdig, wunderhübsch, charmant und weiß der Himmel was sonst noch. Wie schade, daß es — vorläufig wenigstens — den New-Yorkern ungewöhnlich nicht vergönnt sein wird, Frl. Petri in einer größeren Rolle zu sehen!

— **Der längste Soldat der sächsischen Armee** war ein gewisser Merz oder Mätz, welcher im Februar 1788, demnach genau vor 100 Jahren, verstarb. Er gehörte der Leibgarde an. Die Zeiten, da die Landesfürsten sich besondere Eliteetruppen hielten, bei denen namentlich auf hervorragende Körperlänge Rücksicht genommen wurde, sind in Sachsen seit 1848, wo die Leibgrenadiergarde aufgelöst wurde, vorüber. Die Gardetruppen der größeren Staaten Europas enthalten zwar noch gegenwärtig Mannschaften von oft erstaunlicher Länge, doch wird bei der Aushebung nicht mehr allein auf Körpermaß, sondern ganz besonders auf den Gesundheitszustand Rücksicht genommen. Es kommt daher häufig vor, daß die längsten jungen Leute bei der Recrutirung zur Zurückstellung gelangen. Früher, wo das Militair geworben wurde, wo Bürgerquartiere, Compagnie- oder Hauptmannswirthschaften bestanden, — das gerade Gegentheil der heutigen trefflichen Verpflegung, — wo jeder Compagnieführer für die Ergänzung seines Mannschaftsbestandes durch Anwerbung selbst zu sorgen hatte, stand die „Soldatenfängerei“ in Flor. Besonders galt dies in Bezug auf lange Mannschaften für die Garde, welche seit ihrer Errichtung im Jahre 1729 nur Leute mit Maßen von über 78 Zoll (später 3¾ Elle) einstellte. Die Garde hatte Freiwerbung, d. h. sie konnte auch in den, den übrigen Feldregimentern angewiesenen Werbedistricten lange Leute anwerben, sie hatte sogar das Austauschrecht und konnte von anderen Truppentheilen lange Mannschaften auswechseln. Der längste bekannte Soldat der sächsischen Armee war der angeblich 1752 in Sangerhausen in Thüringen geborene Gardist Aug. Merz, welcher die imposante Länge von 88¾ Zoll (= 3,095 m) hatte. Der „lange Merz-August“ war eine in Dresden sehr bekannte Persönlichkeit. Er nahm sich überaus stattlich als Flügelmann des ersten Gliedes der kapprotth uniformirten kurfürstlichen Leibgrenadiergarde, welche hohe Bärenmützen trug, aus. Mit 19 Jahren wurde er geworben; er diente unter den Regimentscommandanten Obersten v. Carlsburg, v. Gondé, Graf d'Alton und v. Helgenhauer. Sein Begräbniß fand mit militairischen Ehren im Beisein von Officieren aller Truppengattungen am 12. Februar 1788 statt. Die längsten Kameraden des Regiments trugen den 4½ Elle langen Sarg; die sämmtlichen Tambours schlugen den Trauerwirbel. Merz war Regimentsprobemann und erreichte bei guter Führung ein Alter von 36 Jahren.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Uhle in Leipzig.
Für den nichtredactionellen Theil verantwortlich Dr. Oscar Paul in Leipzig.

Volkswirthschaftliches.

Alle für diesen Theil bestimmten Sendungen sind zu richten an den verantwortlichen Redacteur desselben C. G. Laue in Leipzig.

Zum Reichsstempelgesetz.

Der „Reichs-Anzeiger“ schreibt: „Von der Steuerverwaltung ist bisher in Uebereinstimmung mit wiederholten gerichtlichen Entscheidungen angenommen, daß 1) der durch §. 11 des Reichsstempelgesetzes vom 1. Juli 1881 (R. G.-Bl. S. 185) außer Anwendung gesetzte preußische Stempel für die in Tarifnummer 4 zu diesem Gesetz bezeichneten reichsstempelpflichtigen Schriftstücke seit dem 1. October 1885 als dem Tage des Inkrafttretens des Reichsgesetzes vom 29. Mai bis 3. Juni 1885 inclusive wieder zu erheben sei, als es sich um Geschäfte handelt, welche nicht unter Tarifnummer 4 zu dem letztgedachten Gesetze fallen; 2) die „Anmerkung“ zu Tarifnummer 4 des Gesetzes vom 29. Mai bis 3. Juni 1885, wonach Kauf- und sonstige Anschaffungsgeschäfte über im Inlande von einem der Contrahenten erzeugte oder hergestellte Mengen von Sachen oder Waaren steuerfrei sind, nur auf solche Geschäfte sich beziehe, welche an sich unter Tarifnummer 4 B zu dem erwähnten Gesetz fallen, d. h. welche unter Zugrundelegung von Mustern einer Börse über Mengen von Waaren geschlossen sind, für die an der betreffenden Börse Terminpreise notirt werden.

Nachdem über die unter 1 erwähnte Frage von dem Reichsgericht (II. und IV. Civilsenat) in den Erkenntnissen vom 4. October und 28. November v. J. und über die unter 2 erwähnte, noch nicht zur Entscheidung des Reichsgerichts gekommene Frage von anderen Berichten, in einem der Auffassung der Steuerverwaltung entgegengesetzten Sinne entschieden ist, hat der Finanzminister beschlossen, daß in Zukunft auch von den Verwaltungsbehörden, unter Aufgebung des bisher von denselben festgehaltenen Standpunctes, nach der für die Betreffenden günstigeren Auffassung verfahren werde. Es ist daher zu Kauf-, Rückkauf-, Tausch- oder Lieferungsverträgen über Mengen von solchen Sachen oder Waaren jeder Art, welche nach Gewicht, Maß oder Zahl gehandelt zu werden pflegen und welche entweder zum Gebrauch als gewerbliche Betriebsmaterialien oder zur Wiederveräußerung in derselben Geschäftsheit oder nach vorgängiger Bearbeitung oder Verarbeitung bestimmt sind, sofern nicht eine der im §. 9a., b und d des Reichsgesetzes vom 1. Juli 1881 erwähnten Ausnahmen vorliegt, ein preußischer Stempel nicht zu verwenden. Auch ist der Finanzminister damit einverstanden, daß — wie dies bereits durch seine Verfügung vom 6. Jan. 1886 nachgegeben ist — die für Staatseisenbahn-Verwaltungen zu verwendenden Betriebsmaterialien in Bezug auf die Stempelfrage den „gewerblichen Betriebsmaterialien“ gleich geachtet werden. Von der Verwendung eines preußischen Stempels ist ferner Abstand zu nehmen bei allen Kauf und sonstigen Anschaffungsgeschäften über im Inlande von einem der Contrahenten erzeugte oder hergestellte Mengen von Sachen oder Waaren, gleichviel, ob die Geschäfte unter Zugrundelegung von Börsenusanzen und über Waaren, für welche Terminpreise notirt werden, geschlossen sind oder nicht. Die Befreiung bezieht sich indessen, wie es in der „Anmerkung“ zu Tarifnummer 4 des Reichsgesetzes vom 29. Mai bis 3. Juni 1885 heißt, nur auf „Mengen von Sachen oder Waaren“, mithin, wie auch in einem reichsgerichtlichen Erkenntniß vom 31. März v. J. anerkannt ist, nur auf solche Gegenstände, welche in Mengen, d. h. nach Zahl, Maß oder Gewicht gehandelt werden (vertretbare Sachen.)

Die Provinzial-Steuerdirectoren sind unterm 20. v. M. veranlaßt, erst nach vorstehenden Grundsätzen in Zukunft verfahren zu lassen, auch die gegen sie schwebenden Proceße über Stempelbeträge, welche nach Vorstehendem zu Unrecht erhoben sein würden, durch Klageurstellung der Kläger zu beendigen, und die unter Vorbehalt eingezahlten Stempelbeträge, bei welchen die Klagefrist noch läuft, auf Antrag zu erstatten. Sie haben indessen daher Sorge zu tragen, daß, wenn von ihnen oder der ihnen unterstellten Behörden Kauf- oder Lieferungsverträge geschlossen werden, welche nach den bisherigen Grundsätzen stempelpflichtig gewesen wären, indeß nach dem Obigen stempelfrei sind, die Betheiligten von vorstehendem auf die Stempelfreiheit des zu errichtenden Vertrages aufmerksam gemacht werden, damit bei ihnen vollständige Klarheit darüber besteht, daß sie bei ihrer Preisforderung einen Stempelaufschlag nicht zu berücksichtigen haben“.

Die coloniale Bedeutung der „Luffa“.

Erst jüngst ist in dem hiesigen „Verein für Handelsgeographie“ in dem Vortrag des Herrn H. Wickel — also von ganz berufener Seite — auf die Bedeutung hingewiesen worden, welche die Cultur der Luffa in den deutschen Colonialgebieten sich erringen dürfte, wenn sie daselbst in Würdigung ihrer hervorragend günstigen Eigenschaften zum Anbau gelangte. Bei Veröffentlichung des Berichtes über die Sitzung des genannten Vereins ist nur der Fehler mit untergelaufen, daß irrthümlicher Weise behauptet wird, die Einführung der Luffa zu technischen Zwecken sei vor Längerem schon, und zwar von Frankreich bewirkt worden. Den Import der Luffa, dieses eigenartigen Faserfruchts der Frucht der zu den Cucurbiceen gehörenden Luffa cylindrica, hat vielmehr Deutschland zuerst in die Hand genommen, kennt es die Verarbeitung des Fasergebildes bereits, und die Deutsche Luffa-Wanten-Fabrik in Halle a. S. ist das erste Etablissement jener Art, welches, gestützt auf weitreichende Patente und vollen Musterschutz, die Luffa der vielseitigsten Verwendung zuführte.

Wohl hat die Nachfrage aus Europa und hier wieder besonders aus Frankreich die Production der Luffa in Japan, aus welchem Lande sie hauptsächlich bezogen wird, wesentlich gesteigert, aber diese Nachfrage war nur aus dem erhöhten Bedarf von Luffa-Waschs und Frottirlappen hervorgegangen. Es steht nun außer Zweifel, daß die Luffa, welche in Japan selbst sich nicht auf dem besten klimatischen Boden befindet, anderwärts angebaut, sicherlich zu einer hervorragenden Culturpflanze erstarken wird, sobald ihrem Anbau die nöthige Beachtung geschenkt wird.

Professor Rein, der gewiegte Kenner japanischer Verhältnisse, hat es selbst ausgesprochen, daß die Luffa weit eher in den deutsch-afrikanischen Colonien, in den südamerikanischen Colonien und am Congo gedeihen dürfte als in Japan.

In Hinblick auf die nur geringe Mühe erforderende Behandlung der Luffa steht ihrer Einführung in den deutschen Colonien nichts im Wege, in sie muß noch besonders betont werden, denn auf ihrer Gewinnung ergiebt sich ein bruchtenswerther Factor zur Belebung des Austausches mit heimischen Industrie-Erzeugnissen.

Wenn auch die von erfinderischem Geiste getragene Nachbildung der Luffafaser, die auch in hygieinischer Beziehung aufs Vielseitigste zu hören berufen ist, noch weitere Fortschritte gemacht haben wird, dann muß sich ein immer größeres Bedürfniß für diesen Handelsartikel unzweifelhaft einstellen, ein Grund mehr, der Luffa die ihr gebührende Beachtung zu schenken und ihre Cultur in den deutschen Colonien zu empfehlen.

Das leicht transportable Naturproduct — es werden in Japan Ballen mit Tausenden von Luffastücken gepreßt — ermöglicht einen raschen Marktverkehr, seine Gewinnung ist eine außerordentlich einfache, desto vielseitiger aber wiederum seine Anwendbarkeit, die sich neuerdings in ganz neuen Formen ergänzend erprobt hatte. So liegt die anscheinend so geringschätzig betrachtete Fruchtfaser auf einem immer höheren Werth und gewinnt Dank der hier wieder bekundeten deutschen Intelligenz Gebiete für sich, die einer Einbürgerung der Luffa bisher als ganz verschlossen zu betrachten waren.

—n.

Die russische Baumwoll-Industrie.

Wohl kein Industriezweig Rußlands hat in kurzer Zeit einen so überraschenden Aufschwung genommen, wie die Baumwollindustrie. Sie datirt eigentlich erst aus den vierziger Jahren. Damals wurden, durch Schutzzölle begünstigt, meist von Ausländern Spinnereien gegründet, in den fünfziger Jahren auch Webereien. Diese Etablissements sind zum Theil sehr großartig, namentlich finden sich solche in und um Moskau und Petersburg. Gegenwärtig zählt Rußland in seinen Spinnereien weit über 4 Millionen Spindeln und steht damit unter den Ländern, in welchen die Baumwollindustrie gepflegt wird, bereits an fünfter Stelle. Noch zahlreicher und leistungsfähiger sind indeß die Webereien, welche nur in stattlicher Anzahl in den Gouvernements Moskau, Wladimir und Kostroma stehen.

Die russischen Fabriken sind für ihr Rohmaterial in der Hauptsache vom Ausland, insonderheit von Nordamerika abhängig. Allerdings baut man Baumwolle in Kaukasien, im Kreis Kutais und an den Ufern der Kura und des Araxes, noch bedeutender ist der Baumwollbau in Centralasien südlich vom Aral, auch bei Taschkent, sehr entwickelt ist derselbe in Chokand bei guter Qualität, noch besser aber ist die Baumwolle von Bokhara und die von Khiva. Allein alles was dort nach Deckung der Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung zum Verkauf übrig bleibt, vermag doch den Anforderungen der russischen Baumwollindustrie nicht entfernt zu genügen. Die Einfuhr von Rohbaumwolle in das europäische Rußland betrug im Jahre 1886 nicht weniger als 7 248 000 Pud im Werth von 71 981 000 Rubel, eine merkliche Steigerung gegen die frühere Einfuhr, welche im Durchschnitt der Jahre 1881—1885 sich auf 7 135 000 Pud bezifferte.

Dementsprechend hat der Import von Baumwollfabrikaten, 1881 bis 1885 wurden im Jahresdurchschnitt einzelner 19 000 Pud im Werth von 4 077 000 Rubel, aber 1885 nur 44 000 und 1886 nur 37 000 Pud im Werth von 2 972 000 resp. 2 512 000 Rubel.

Diese abfteigenden Zahlen sind ein sprechender Beleg für den Erfolg, welchen die russischen Bestrebungen, sich vom europäischen Markt mehr und mehr zu emancipiren, bereits gehabt haben. Daß das Ausland mit seinen Baumwollfabrikaten von Jahr zu Jahr mehr verdrängt werden wird, ist sicher. Allein man ist damit nicht zufrieden, auch mit dem Rohstoff, dessen man immer noch in steigenden Mengen bedarf, will man sich durch die inländische Production in Zukunft womöglich ganz verlieren.

Rußland setzt da seine Hoffnung auf seine neuen großen Erwerbungen in Centralasien, welche für den Baumwollbau vortrefflich geeignet erscheinen. Die centralasiatische Baumwolle würde längst in bedeutend größeren Mengen in Rußlands Fabriken verbraucht worden sein, wenn sie besser wäre. Aber sie ist kürzer als die amerikanische und wird erst in neuester Zeit auf entsprechenden Maschinen gereinigt, deren Taschkent schon 20 hat, durch welche circa 12 000 Pud hindurchgehen. Nun hat man in Taschkent eine besondere Versuchsfarm für Baumwolle gegründet und seit 1883 größere Versuche mit amerikanischer Upland-Baumwolle gemacht. Diese Versuche sind sehr befriedigend ausgefallen. Es wurden 1885 bereits 12 000 Dessjätinen so bestellt, wozu 27 000 Pud Samen nöthig waren. Es ist interessant, zu erfahren, daß die amerikanische Baumwolle nicht ausartet, vielmehr aus dort gewonnenem Samen weitergezogen werden kann. Auf der turkestanischen Ausstellung in Taschkent im Jahre 1886 waren 20 Aussteller von Baumwolle vertreten, fast alle aus der Nähe von Taschkent, davon 7 Eingeborene und 13 Russen.

Aber nicht nur in Centralasien hat man Versuche mit amerikanischer Baumwolle gemacht, auch in Bessarabien, der Krim und Neurußland, und überall sollen die Resultate gute gewesen sein.

Ganz neuerdings haben es zwei große russische Firmen: das Handelshaus Nikolaï und die „Gesellschaft von Centralasien“ übernommen, in Rußland ausgedehnte Pflanzungen von amerikanischer Baumwolle anzulegen, um dadurch die nationale Industrie Rußlands ganz unabhängig von dem Liverpooler Markt zu machen. Diese Abhängigkeit hat es dahin gebracht, daß die Leistungen der russischen Baumwollindustrie in verschiedenen Jahren äußerst schwankend waren. So belief sich der Werth der Fabrikate 1882 auf 208 Millionen, 1884 aber nur auf 171 Millionen Rubel. Dann ist er 1885 wieder auf 218 Millionen Rubel gestiegen. Diese Schwankungen lassen sich keineswegs aus den wirthschaftlichen Krisen erklären, obschon diese natürlich ihre Wirkung geübt haben.

Der Liverpooler Baumwollmarkt ist immer noch ohne einen nennenswerthen Rivalen; von den 3750—4400 Millionen Pfund Rohbaumwolle, welche jährlich in den Welthandel kommen, geht fast das ganze Quantum nach England, um dort entweder verbraucht oder über den europäischen Continent vertheilt zu werden. Die häufigen großen Preisschwankungen in Liverpool sind aber einer stetigen Entwickelung der russischen Industrie entschieden nicht förderlich. „Das einzige Heilmittel,“ schreibt das Journal de St. Pétersbourg in einer seiner letzten Nummern, „ist die Erzeugung einer für die russischen Bedürfnisse genügenden Menge von guter Baumwolle im Lande selber“.

Indessen hat sich russisches Capital einem Unternehmen von Baumwollpflanzungen früher niemals zugänglich gezeigt. Nach dem Chef der obengenannten Actiengesellschaft, Kubrine, wäre es nöthig, um den Anforderungen der heimischen Industrie zu genügen, 500 000 Dessjätinen in Transkaukasien, Turkestan und im Transkaspischen Gebiet mit Baumwolle zu bestellen. Man findet dort vortreffliche, mit der Cultur vertraute Arbeiter vor, die sich mit einem Tagelohn von 20—25 Kopeken gern begnügen. Dessenungeachtet würde die Bearbeitung einer Dessjätine sich immer noch auf 60 Rubel stellen, es würde sich somit eine jährliche Ausgabe von rund 30 Millionen Rubel für die Cultur nöthig machen. Da man aber einen Durchschnittsertrag von 15 Pud Baumwolle per Dessjätine erwarten könnte und der Preis per Pud am Erzeugungsorte 6 Rubel sein würde, so hätte man von einer Ernte von 7½ Millionen Pud einen Bruttoertrag von 45 Millionen, also einen Reingewinn von 10 Millionen Rubel zu erhalten. Die Aussicht auf einen solchen Gewinn hat denn auch das bisher zögernde Capital bewogen, sich lebhaft an solchen Unternehmungen zu betheiligen.

Seit 1885 hat man von Rußland mehrere Sachverständige abgesandt, um in Amerika den Baumwollbau zu studiren und alle zugänglichen Informationen über den Ertrag zu sammeln. Man hat das Kommen dieser Herren drüben nicht mit viel Freude gesehen und die amerikanische Presse hat nicht gezögert, zu behaupten, daß Baumwollbau mit Vortheil nur in tropischen oder halbtropischen Ländern betrieben werden kann. Um diese Behauptung zu widerlegen, machte man zuerst in dem transkaukasischen Gebiet Versuche mit Baumwolle. Und da fand man, daß die russischen Pflanzungen mehreres vor den amerikanischen voraus hatten.

In den drei südlichen Staaten Florida, Texas und in Arkansas fällt die Saatzeit zwischen den 15. April und den 15. Mai, die Ernte beginnt Ende September. In Transkaukasien war man mit dem Säen früher zu Ende und hatte die Baumwolle abgeerntet, als man in Texas und Florida gerade anfing. Hinsichtlich der Güte fand das russische Product hinter dem amerikanischen durchaus nicht zurück, dabei waren die Gestehungskosten viel niedriger, ja sie betrugen in manchen Gegenden nur 40 Rubel per Dessjätine, also nur zwei Drittel des Ansatzes, welchen der genannte russische Industrielle gemacht hatte.

Es war damit zugleich der Beweis erbracht worden, daß die nördliche Cultungrenze der Baumwolle eine viel weitere ist als man früher annahm. „Diese Erfahrung,“ schreibt das schon genannte Journal, „darf indeß Niemanden überraschen, denn es ist bekannt, daß sowohl hinsichtlich der Qualität als auch der Quantität oder auch des Ertragnißpreises Pflanzen nirgends so vortheilhaft cultivirt werden können, als an den nördlichen Grenzen ihrer Verbreitungszone. Dies allgemeine für alle Pflanzen gültige Gesetz findet seine Anwendung ebensowohl auf Baumwolle wie auf Roggen und Weizen.“ Mit unserer Erfahrung würde dies „allgemeine Gesetz“ freilich nicht ganz übereinstimmen.

Jedenfalls hat dieser geglückte Versuch zur Folge gehabt, daß im Frühjahr 1887 große Landstrecken mit Baumwolle bestellt worden sind, in Transkaukasien, am Taschkent, in Bokhara, an den Ufern des Kma-Darja, in der Nachbarschaft von Tschardschui und an der transkaspischen Eisenbahn. Der Emir von Bokhara hat dem schon genannten Kubrine im letzten September für 1 Million Rubel Land zum Baumwollenbau an. Dieser Herr hat im Auftrage seiner Gesellschaft alle für Baumwollpflanzungen sich eignenden Gegenden in den vor Kurzem in Centralasien erworbenen russischen Besitzungen untersucht, besonders im Becken des Murghab, wo die Bewässerung eine leichte ist, und hat Agenturen in Merw, Aschabad und Mesched errichtet. Man will nun mit der Anpflanzung energisch vorgehen; es bleibt abzuwarten, inwieweit sich die russischen Hoffnungen realisiren werden. Würden dieselben nicht realisirt, so ergäbe sich eine für Amerika sehr schwerwiegende Consequenz.

Inzwischen befindet sich die russische Baumwollindustrie finanziell keineswegs in einer günstigen Lage. Die Ursache liegt einerseits wohl in der zunehmenden Verarmung und der verminderten Kaufkraft des Volkes, andererseits aber in der großen Ueberproduction des letzten Jahres. Einen weiteren Grund glaubt der k. und k. Generalconsul in Petersburg in dem Umstande des russischen Fabrikanten zu finden, welcher der Anpassung an fremde Märkte und der Einführung von Neuerungen in der Herstellungsweise seiner Erzeugnisse hinderlich ist.

Technisch wirklich gebildete Kräfte sind in den russischen Fabriken nur in geringer Zahl beschäftigt, es ist daher kein Wunder, daß trotz hoher Schutzzölle die russischen Fabriken nicht gegen die fremde Concurrenz aufkommen können. Wie wenig man aber in Rußland auf eigenen Füßen steht, wie sehr man gewohnt ist, an die Staatshülfe zu appelliren, beweist die Thatsache, daß die Moskauer Baumwollfabrikanten neuerdings einen Schutz gegen die Baumwollspinnereien in Lodz in Polen heraufbeschworen haben, deren Concurrenz sie sich nicht zu erwehren vermögen. Daß die Regierung darauf einginge, ist nicht denkbar; eine gegen das Ausland gerichtete Maßregel würde aber die polnische Concurrenz wahrscheinlich noch verstärken.

Kartoffel-Ausfuhr nach Nord-Amerika.

□ Als wir in unserer Nr. 290 am 17. October v. J. zum ersten Male die leipziger Ernte Nord-Amerikas besprachen, — in einem Artikel, der uns übrigens von vielen, auch außerdeutschen Zeitungen wörtlich abgedruckt wurde, — machten wir bereits auf die ganz vorgeschrittenen Aussichten der damals noch nicht beendeten Kartoffelernte aufmerksam. In unserer Nr. 350 vom 16. December konnten wir die früheren Angaben dahin vervollständigen, daß nur 54 Bushel vom Acre gewonnen sind, während der langjährige Durchschnitt sich auf 84 Bushel stellt. Die Ernte belief sich auf 134 Millionen Bushel, gegen 163 in 1886. Wir wiesen schon damals darauf hin, daß die Kartoffeln wahrscheinlich hier Preise kriegen, und sich dann ein Export nach Amerika entwickeln werde. Diese Prophezeiungen sind beide unerwartet schnell in Erfüllung gegangen, indem die letzten amerikanischen Zeitungen Folgendes berichten:

„Da die letztjährige Kartoffelernte in den Vereinigten Staaten weit hinter den Erwartungen zurückblieben, sind wir darauf angewiesen, Kartoffeln aus dem Auslande zu importiren. Die auf Canada bezogenen Kartoffeln sind nach Angabe hiesiger Händler nicht viel werth und die einzig wirklich guten, welche gegenwärtig am Markte, sind die aus Deutschland importirten. Die deutschen Kartoffeln werden im Verhältniß billig verkauft; dieselben kosten en détail 2 Dollars der Sack von 160 Pfund oder zwei Bushels. Die aus Deutschland importirten Kartoffeln haben begonnen, die schottischen und irischen aus dem New-Yorker Markte zu verdrängen.“

Bei diesem Berichte müssen wir zunächst das englische Maß und Geld in deutsches verwandeln und bekommen dann 165 englische Pfund = 65 kg, resp. 2 Dollars = 8,50 ℳ. Hiernach kosten 100 kg Kartoffeln 13,08 ℳ.

Unsere Leser werden höchlichst erstaunt sein, daß der amerikanische Berichterstatter solchen Preis als einen billigen bezeichnet, da er nach unseren Begriffen ein förmlicher Hungerkostpreis und nahezu dreimal so hoch als der hiesige ist. Selbst in der Reichshauptstadt, in Berlin, kosteten Ende Januar nach Ermittelungen des Polizei-Präsidiums 100 kg Eßkartoffeln am Markte 4 ℳ als billigster und 5,75 ℳ als theuerster Preis. Man muß indessen berücksichtigen, daß Kartoffeln viel mehr Handarbeit als Getreide verursachen; sie müssen mit der Hand gelegt, behackt, und aufgenommen werden, können daher nur dort billig sein, wo Arbeitskräfte in Menge und zu niedrigen Sätzen vorhanden sind. Dies ist bei uns, aber nicht drüben der Fall, vielmehr verdrängen die hohen Löhne dort die Kartoffel so sehr, daß sie selbst in gewöhnlichen Jahren sowohl theuer als Weizen sind. Heute kauft man sogar 2 Bushel Weizen um 1,8 Dollars, während ebenso viel Kartoffeln 2 Dollars kosten.

Schon im September ging von Stettin eine Sendung Kartoffeln im Werthe von 4000 ℳ nach Amerika ab, und der günstige Erfolg dieses Versuches hat dann ein regelmäßiges Geschäft hervorgerufen, welches hoffentlich unseren Landwirten ein stattliches Stück Geld bringt. Nord-Amerika importirt übrigens alljährlich Kartoffeln, wenn auch nur aus Canada und Irland, exportirt gleichzeitig kleinere Mengen. Diese Bewegung stellte sich in den beiden letzten um 30. Juni endenden Fiscaljahren folgendermaßen:

	1885/86	1886/87
Einfuhr	1 907 396 Bushel	1 432 490 Bushel
Ausfuhr	464 948 „	434 864 „
Reine Einfuhr	1 442 448 Bushel	997 626 Bushel

Wenn dies bei reichen Ernten und billigen Preisen möglich war, so kann man sich denken, daß jetzt bei einer Mißernte von etwa 30 Millionen Bushel und einer Preissteigerung um 50 Procent die Einfuhr mächtig wachsen muß. Sie würde noch viel stärker sein, wenn nicht die Kartoffeln drüben einen Einfuhrzoll von 15 Cents per Bushel zu zahlen hätten. Noch schlimmer kommt Kartoffel-Stärke fort, welche 2 Cents Zoll per Pfund entrichtet und mehr Roggen- oder Weizen-Stärke gleichgestellt ist. Trotz dieser Belastung wurden doch 1886 aus Schlesien für 68 000 ℳ Kartoffel-Stärke nach Amerika, und in den ersten 3 Quartalen 1887 aus Stettin für 30 000 ℳ verschickt. Jedenfalls hebt sich auch dies Quantum jetzt bedeutend.

Was nun unsere Kartoffel-Ernten betrifft, so schwanken sie zwar in letzten Jahren zwischen 230—260 Millionen Doppelcentnern, sind immerhin gegen die 31—46 Millionen Doppelcentner Nordamerikas so ungeheuer viel größer, daß Jedermann selbst einsieht, wie wir daran nie Mangel leiden, und das riesige Quantum nie ohne unsere Kartoffelbrennereien und Stärkezuckerfabriken consumiren können. Wir exportiren alljährlich auch in natura Kartoffeln, am meisten mit fast 5,8 Millionen Doppelcentner in den Jahren 1879 und 1880. Mit Einführung der Getreidezölle sank dann die Ausfuhr auf etwa 1,5 Millionen Doppelcentner; die Erklärung, wie weit diese Erscheinung mit den Zöllen zusammenhängt, da doch Kartoffeln selbst keinen Einfuhr- oder Ausfuhrzoll bei uns zahlen, würde hier zu weit führen.

Ein eigenthümliches Geschick ist es übrigens, hier wiederum ein landwirthschaftliches Product zu haben, welches bisher dem Segen des Zollschutzes glücklich entschlüpft ist, und in großem Umfange, theils roh, theils verarbeitet, export